

Meine Krankenbesuche.

Fleisch vom Leibe. Nun eilen die Jäger hinzu, schneiden ihm den Hals auf und lassen das Blut ab.

Meistens brachten sie den Bock nach unserer Missionsstation, wo sie gewöhnlich drei Kuppen oder vier Mark dafür erhielten. So waren wir dann für eine Woche mit Fleisch versorgt. Das war sozusagen das einzige Fleisch, das wir in Ostafrika hatten; unsere Gemeinde war klein, ein Kind zu schlachten, lohnte sich nicht, und Schweinefleisch ist in den Tropen wenig zuträglich.

Uns Europäern mag obige Art zu jagen nicht gerade sympathisch vorkommen, allein anders weiß sich der Schwarze eben nicht zu helfen. Schlingenlegen ist ihm durchs Gesetz verboten, mit einem alten Vorderlader kann er nichts anfangen, und ein Hinterlader darf an Schwarze nicht verkauft werden. Drum hegt er seinen Hund aufs Wild und hängt ihm obendrein aus gutem Grunde noch eine Schelle an. —

Die schwarzen Knaben obliegen mit Vorliebe der Mäusejagd. Uebrigens jagen und verzehren sie keineswegs jede Art von Mäusen, sondern nur eine gewisse Feldmaus, deren Fleisch sie als besonders wohlschmeckend erklären. Zu einer regelrechten Mäusejagd gehören wenigstens zehn Knaben. Sie bewaffnen sich zu diesem Behufe mit tüchtigen Stöcken und marschieren dann unter großem Spektakel auf einen freien, mit hohem Gras bewachsenen Platz. Hier wird zunächst in der Breite von einem Meter das Gras niedergetreten und in den Boden gestampft, um so für die kommende „Schlacht“ ein freies Operationsfeld zu gewinnen. Ist dies geschehen, so stellt sich der eine Teil der Knaben mit den Stöcken hier auf, der andere geht weiter zurück und veranstaltet nun gegen die erste Partie zu eine Treibjagd, d. h. sie schlagen mit ihren Stöcken in das Gras, scheuchen so alle im Gras und im Boden befindlichen Mäuse auf und treiben sie vor sich her. Sobald nun eine Maus auf die vorhin geschaffene Dichtung kommt, wird sie erbarmungslos von den dort aufgestellten Knaben niedergeschlagen. Manchmal ist die Beute eine recht ansehnliche. Dann geht's unter Tanz und Gesang nach Hause, man zündet ein lustiges Feuerchen an, weidet die niedlichen Tierchen fein säuberlich aus, steckt sie an einen Spieß, fengt zunächst am Feuer die Haare ab und läßt dann Maus für Maus braten und schmoren, wobei den tapferen Jungen schon beim bloßen Anblick der Mund wässrig wird. — Sagt man ihnen, dies sei doch kein Essen für einen Menschen, so haben sie zur Antwort nur einen mitleidigen Blick. Von solchen Sachen versteht ein Weißer rein nichts; was es Feines und Köstliches um einen Mausebraten ist, wissen nur sie, das schwarze Volk.

Meine Krankenbesuche.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner.

(Fortsetzung.)

Emaus, 4. Dezember 1910. — Jüngst kam ein britischer Kaffeehändler mit der Bitte, in seine Hütte zu kommen, sein neugeborenes, schwerkrankes Kind zu taufen. Der Mann, noch ein Heide, war anständig bekleidet, und das Köhlein, das er ritt, war ein Basuto-Bonny mit langer, prächtiger Mähne. Diese einheimischen Pferde sind zäh und ausdauernd und ungemein gute Kletterer; über die schwierigsten Gebirgspfade gehen sie mit großer Sicherheit dahin. Daher stehen sie aber auch

hoch im Preis und werden meist mit 20 bis 30 englische Pfund oder 400 bis 600 Mark bezahlt.

Weil der Kaffeehändler hoch zu Ross daher kam, mußte ich natürlich auch mein Köhlein besteigen, und ließ daher meinen alten „Charlie“, der sich eben draußen auf der Weide im neuen frischen Graze gütlich tat, hereinholen. Ich ritt voraus, der Kaffeehändler hintendrin. Zunächst ging es der Poststraße entlang schon aufwärts, dann bogen wir ab in die Wiesenründe hinein, und näherten uns einem heidnischen Kral, wo ein paar wütende Hunde und ein mit ihren Ferkeln im Gras verstecktes Schwein unsere Pferde nicht wenig erschreckten. Da heißt es gut im Sattel sitzen, um nicht in einem Salto mortale herunterzufallen.

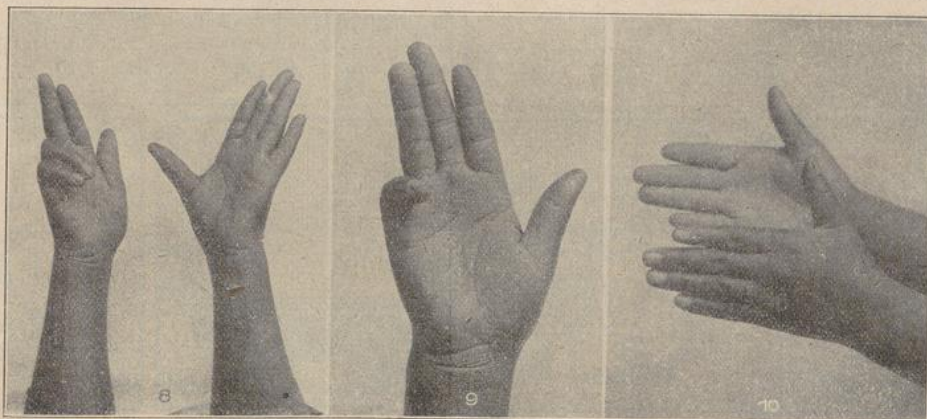
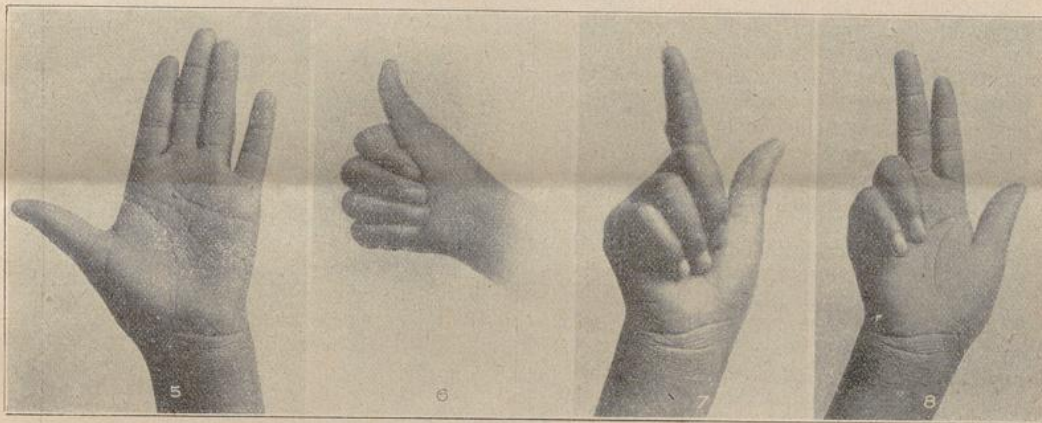
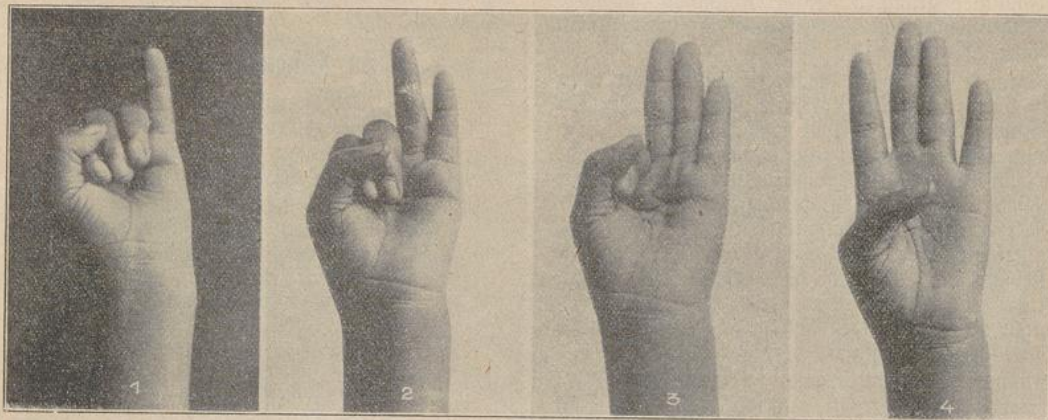
Bald darauf waren wir am Ziel. Ich trete in die Hütte meines Begleiters ein und finde da am Boden liegend ein lebensschwaches, in ein paar ärmliche Lappen eingewickeltes Kind. Mutter und Großmutter, beide noch heidnisch, sitzen nebenan und schauen gar traurig in die Welt hinein. Das Kind war ein Mädchen und da denkt der Kaffeehändler gleich an die zehn Schen, die ihm mit demselben verloren gehen; denn wäre es groß geworden, so hätte er bei dessen Verheiratung vom Bräutigam zehn Schen bekommen. Uebrigens zeigte sich hier der Mann gefasster als die Frauen, wenigstens ließ er sich nach außen hin wenig anmerken.

Ich begann sogleich mit den Taufzeremonien. Diese machen auf die Schwarzen immer einen tiefen Eindruck, weshalb selbst die Heiden unsere Taufe weit lieber haben, als die der Protestanten. Als ich Wasser verlangte, stellte man mir eine volle Glasflasche vor. Das zeugte schon von Kultur, denn in der Regel bekommt man in einem Kaffeehändler Wasser nur in einem Kürbisgefäß vorgesetzt; und als ich die Kerze anzünden wollte, konnte mir der Mann auch eine Schachtel Zündhölzchen präsentieren. Das war mir lieb; ich hatte zwar auch welche bei mir, allein in der Regel geht, sobald die Schwarzen des Schächtelchens ansichtig werden, eine große Bettelei los und sie ruhen dann nicht mehr, bis ich es ihnen schenke. Auf diese Weise habe ich schon eine ordentliche Portion Zündhölzchenschächtelchen verloren.

Auch der Name „Bibiana“, den ich dem Kinde gab, gefiel den Leuten sehr, schon weil sie ihn so leicht aussprechen konnten. Am meisten Schwierigkeit macht ihnen immer das „N“, welches sie dann regelmäßig durch ein „L“ zu ersetzen pflegen. Da wird dann aus Katharina „Kathalina“, aus Barbara „Balabala“, aus Petrus „Petelus“ usw. Unsere Schulkinder dagegen sprechen das „N“ ohne besondere Schwierigkeit ganz korrekt aus.

Der Kral war reinlich gehalten und in schöner Ordnung, doch fehlten Tisch und Stuhl und Bank, weshalb ich während der ganzen Taufzeremonie auf den Knien umherrutschen mußte, denn das Kind lag am Boden, und die 2—3 niedrigen Holzklöße, die als Stühle umherstanden, wollten ich auch nicht benützen. Es will überhaupt gelernt sein, auf so einem Thronplatz Platz zu nehmen.

Ich schrieb auch noch die Namen auf. Der Vater hieß Lutschoylo Kubone, die Mutter Mambanibane Antwane. Als ich nach dem Alter des Kindes fragte, rechnete es der Mann an den Fingern der linken Hand nach und fand endlich, daß es vier Tage alt sei. Ihr höchstes Erstaunen erregte es, als ich meinen Thermometer heraus-



Wie zählt der Kaffer? (Siehe Text Seite 86.)

zog, um die Blutwärme des Kindes zu messen. Wie konnte doch so ein totes Glas da anzeigen, was dem Kinde fehle? Und doch mußte es so sein, denn der Umfundisi (Missionär) hat es nachher einfach abgelesen. O diese Weiszen, die können alles!

Beim Abschied hat der Mann noch um ein Kistchen, falls sein Kind sterben sollte. Ich versprach ihm, eines herzurichten, womit er sich sofort zufrieden gab. So einfach so ein Vorgang ist, so wird er doch vielfach zum Anlaß, daß sich ganze Familien dauernd unserer Mission anschließen.

Wie zählt der Kaffer?

(Siehe Bild Seite 85.)

§. — Mit den Zahlenbegriffen wilder Völker sieht es bekanntlich schwach aus; ein neunjähriger Schulknabe würde solchen Leuten schon als ein wahres Rechengenie vorkommen. Ähnlich der heidnische Kaffer. Im Rechnen ist er kein Held; weil er aber daran doch nicht ganz vorbei kann — schon die bekannte Heiratsmitgift von 10 Ochsen zwingt ihn, mit Zahlen zu operieren — so sucht er unter Zuhilfenahme seiner Finger sowohl sich wie seinem Partner die schwierige Sache zu versinnlichen und zu veranschaulichen.

Hebt er den linken Arm mit dem allein ausgestreckten kleinen Finger hoch, so bedeutet das „eins“. Um „zwei“ auszudrücken, nimmt er den anschließenden Finger hinzu, und so geht es fort bis „fünf“. Bei „sechs“ erhebt er den rechten Arm, und nun beginnt die neue Reihe mit dem Daumen. Streckt er diesen allein in die Höhe, so bedeutet das „sechs“. Den Zeigefinger hinzu macht „sieben“ usw.

Bei den Zahlen von 6–10 genügt die rechte Hand allein; man kann aber auch — siehe unser Bild bei „acht“ — die linke Hand mit allen ausgestreckten Fingern dazunehmen. Bei „zehn“ klatscht der Kaffer in die Hände.

Will also z. B. einer sagen, er habe 38 Ochsen in seiner Herde, so klatscht er zunächst dreimal in die Hände und hält dann die rechte Hand hoch mit ausgestrecktem Daumen, Zeigefinger und Mittelfinger. Er kann auch die linke Hand mit hinzunehmen, doch nötig ist es nicht.

Bei „Hundert“ und darüber wird ihm die Sache schon kompliziert. Am liebsten hat er damit nichts zu tun.

Ich frug einst einen Kaffer mit 12 Weibern, wieviel Kinder er habe. Da platzte er in ein herzliches Lachen aus und gestand offen, das wisse er nicht. Auf mein Drängen begann er jedoch, an seinen Fingern die Namen der Kinder gemäß der Reihenfolge seiner Weiber heranzählen. Als er mit den Sprößlingen seiner ersten sechs Frauen fertig war, erklärte er, er müsse jetzt eine Pause machen, die Sache strenge ihn zu sehr an. Erst nachdem er mit vieler Umständlichkeit mittels eines Löffelchens eine gehörige Portion Tabak in seine Nase befördert hatte, erledigte er sich des Restes seiner Aufgabe und meinte zuletzt, so zwischen fünfzig und sechzig Kinder dürften es schon sein, genau wisse er das nicht und er könne auch gar nicht begreifen, welchen Nutzen es haben solle, so was zu wissen.

Genovefa.

Nach Christoph von Schmid.

7. Kapitel,

Genovefa wird zur Hinrichtung hinausgeführt.

Raum war das Mädchen fort, da ging schon knarrend die eiserne Türe des Gefängnisses auf, und traten zwei geharnischte Männer ein. Der eine hielt eine brennende Fackel in der Hand, und der andere trug ein großes Schwert unter dem Arm. Nicht ohne Staunen sahen die beiden Genovefa an, die betend am Boden kniete und ihr Kind mit heißen Tränen benetzte.

„Steh' auf, Genovefa“, sprach der Mann mit dem Schwerte, trozig und mit rauher Stimme, „nimm dein Kind und geh' mit uns!“ — „In Gottes Namen!“ seufzte die Gräfin und wankte ihnen nach. Der Weg ging durch einen langen unterirdischen Gang, der fast kein Ende nehmen wollte. Der Mann mit der Fackel ging voran, der andere mit dem Schwerte schritt hinter ihr, und ein großer, zottiger Hund folgte ihnen nach.

Endlich kamen sie an eine große, eiserne Türe. Der erste der beiden Männer steckte den Schlüssel an und löschte seine Fackel aus. Die Türe ging auf und nun waren sie unter freiem Himmel, nahe bei einem großen Walde. Es war eine stille Herbstnacht, der Himmel stand voller Sterne, und der Mond neigte sich zum Untergange. Keiner der beiden Männer sprach ein Wort; sie führten aber Genovefa weit in den tiefen Wald hinein. Endlich kamen sie auf einen freien Platz, der rings von hohen, schwarzen Tannen, düstern Ulmen und zitternden Epen umgeben war. Da sagte Kunz, der Mann mit dem Schwerte: „Nun halt, Genovefa, und kniee nieder!“

Genovefa kniete nieder.

„Jetzt gib dein Kind her, und du, Heinz, verbind ihr die Augen“, fuhr jener fort, dann zog er das Schwert aus der Scheide und ergriff das Kind bei dem Nerkchen. Genovefa aber schloß ihr Kindlein fest in ihre Arme, blickte zum Himmel auf und jammerte laut: „O Gott, laß mich sterben, nur rette mein Kind!“

„Nach keine Umstände“, schnarrte sie der rauhe Mann an, „was sein muß, muß sein! Gib her!“

„O ihr lieben Männer“, rief Genovefa weinend, „habt doch Erbarmen! Ihr könnt doch unmöglich dieses arme, unschuldige Kind ermorden. Was hat es denn verbrochen? Ich selber will ja gerne sterben —, seht da meinen entblößten Hals —, nur mein armes, liebes Kind laßt leben. Bringt es meinen Eltern! — Oder wenn ihr das nicht dürft, so schenkt mir des armen Kindes wegen, das ja ganz auf seine Mutter angewiesen ist, das Leben. Ich will, wenn ihr es so haben wollt, diesen Wald nie mehr verlassen und nie unter die Menschen kommen, damit Golo es ja nicht erfahre, daß ihr meiner geschont habt. — O seht, ich, eure Frau und Gräfin, kniee bittend vor euch und umfasse flehend eure Kniee. Ihr wißt ja, daß ich unschuldig bin und keinem Menschen ein Leid getan habe. Seid doch barmherzig und fürchtet Gott mehr als die Menschen! Ihr wißt, das Blut der Unschuld schreit zum Himmel um Rache gegen seine Mörder.“

„Ich tue nur, was mir befohlen wurde“, erwiderte Kunz. Ob es recht oder unrecht ist, das mögen Golo und der Graf verantworten.“

Doch Genovefa fuhr fort zu bitten und zu flehen: „O ihr lieben Männer, seid doch nicht ganz unerbittlich! Seht, wie der Mond so blutrot untergeht! Rot